„Der Courier"
Für Canada: Ein Jahr, $2.00; sechs Monate, $1.00; drei Monate 50 Cents — bei Vorausbezahlung.
Für Ver. Staaten: Ein Jahr $3.00; 6 Monate $1.50.
Für übriges Ausland: Ein Jahr $3.50; sechs Monate $2.00; drei Monate $1.00.
Reklame kostet 90c per Zoll einspaltig. Bei größeren Kontrakten entsprechender Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen", „Gesucht", u. s. w.:
Für jede Zeile 1 Zoll einspaltig 75c; für jede weitere Insertion 50c.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25; für jede weitere Insertion 90c.

Der Courier

DER COURIER
The Organ of the German-speaking Settlers in the West.
MEMBERS OF A.B.C.
Printed and published every Wednesday by The Western Printers Association Ltd., a joint stock company, at its office and place of business, 1835 Halifax Street, Regina, Sask., Canada. All stock owned by the readers of the paper.
J. W. Ehmann, Managing Director.
— Advertising Rates upon Application. —

Unerklärliche Verbrechen auf hoher See

Herrenlose Schiffe auf dem Ozean.

Daß ein Schiff spurlos verschwindet, ist schon eine große Seltenheit. Viel unbegreiflicher aber ist es, wenn ein Schiff unbeschädigt angetroffen wird, die Besatzung jedoch spurlos verschwunden ist und nichts die Ursache dieses seltsamen Verschwindens andeutet. Diese unbegreiflichen Fälle haben sich aber in der Tat ereignet und sind auch genau untersucht worden. Es ist niemals gelungen, irgend eine einleuchtende Erklärung für sie zu finden.

Im Februar 1855 traf der Segler „Marathon" aus Newcastle auf hoher See einen andern Segler, der vom Wind umhergetrieben, die tollsten Kurven machte. Das Schiff wurde mehrere Male angerufen, doch schien niemand auf den Anruf zu achten. Darauf verließ ein Rettungsboot den Segler „Marathon" und näherte sich dem geheimnisvollen Fahrzeug, das den Namen „James Chester" führte. Man trat an Bord; dort befand sich alles in der größten Ordnung. Nur die Segel hingen lose — und es fehlte die Besatzung. Die Matrosen, die das Schiff betraten, schlugen ein Kreuz und wollten entsetzt das unheimliche Fahrzeug verlassen. Der Kapitän des „Marathon" untersuchte selbst das geheimnisvolle Schiff. In der Kajüte des Kapitäns fehlten die Schiffspapiere und der Kompas, die Kleider lagen in der größten Unordnung umher. Die Fracht aber, die aus Baumwolle bestand, war nicht beschädigt. Die Tatsache, daß sämtliche Rettungsboote an ihrem Platz hingen, machte das Verschwinden der ganzen Besatzung noch unerklärlicher. Auch fehlten irgendwelche Spuren von einem Kampf — eine Meuterei kam also nicht in Frage. Wie hatte die Besatzung das Schiff verlassen? „Marathon" bugsierte das unheimliche Schiff nach Liverpool. Es entstand eine lebhafte Diskussion in der Presse. Man sprach die Vermutung aus, daß das Schiff von Piraten überfallen worden sei. Niemand konnte aber angeben, warum die Seeräuber die Fracht hatten liegen lassen. War vielleicht auf dem Schiff aus unbekannten Ursachen eine Panik entstanden? Seeleute sind bekanntlich sehr abergläubisch; ein besonders findiger Kopf kam daher auf den Gedanken, daß sich die Matrosen vielleicht vor einem vermeintlichen Gespenst erschrocken hätten und Hals über Kopf über Bord gesprungen seien. Jedenfalls blieb das Geheimnis ungelöst.

Einige Jahre später traf ich ein Fischerfahrzeug unweit von Englands Küste, das 100 Tonnen-Schiff „Hermania", das gleichfalls herrenlos vom Wind über den Ozean getrieben wurde. Da der Großmast zerstört war, mußte man auf einen Zusammenstoß schließen. Auch in diesem Falle fehlte das Rettungsboot nicht. In der Kajüte des Kapitäns brannte eine Lampe und tickte eine Uhr. Der Zusammenstoß konnte also nicht allzu stark gewesen sein. Was aber war mit der Besatzung geschehen? Wo war das Schiff, das mit der „Hermania" zusammengestoßen sein sollte? Die Sachverständigen nahmen an, daß die Besatzung der „Hermania" während der Panik auf das andere Fahrzeug herübergesprungen sei und dann das rettende Schiff durch den eigenen schweren Schaden, den es bei dem Zusammenstoß erlitten hätte, untergegangen wäre. Eine andere Theorie konnte nicht aufgestellt werden, da kein einziger Mann von der Besatzung jemals zurückgekehrt ist.

Niemals war aber die allgemeine Aufregung so stark als bei dem berühmten Fall der „Marie Celeste". An einem Dezembernachmittag 1872 traf die englische Barke „Dei Gratia" in denselben Breitegraden, in denen seinerzeit „James Chester" getroffen wurde, vom Wind getrieben, ein Fahrzeug. Es trug den Namen „Marie Celeste" und war, wie sich bald herausstellte, von der Besatzung verlassen. Der Kapitän Dalton von der „Dei Gratia" berichtete, daß die Fracht unberührt war, in der Kajüte des Kapitäns ein frisch gedeckter Tisch stand und auf einer Nähmaschine eine Arbeit lag. Alle anderen Anzeichen deuteten darauf hin, daß das Schiff in größter Eile verlassen wurde, wobei keine einzige Spur von Streit und Gewalttaten zu finden war. Die Schiffspapiere waren gleichfalls in bester Ordnung. Man ersah daraus, daß „Marie Celeste" im August Boston verlassen hatte und nach Lissabon unterwegs war. Der Kapitän hieß J. W. Tibbs und hatte eine Frau und ein fünfjähriges Kind mitgenommen. Die Besatzung bestand aus sieben Mann, unter denen sich zwei Farbige befanden. Außerdem waren an Bord drei Passagiere gewesen, ein bekannter Börsenmakler aus Brooklyn, Habakuk Zephson, ein Angestellter der Reederei, J. Harton und ein gewisser Septimus Goring, ein Mestize aus New Orleans. Merkwürdig war der Umstand, daß die letzte Eintragung im Logbuch das Datum des 2. Sept. trug; das ließ darauf schließen, daß der Kapitän und die Besatzung das Schiff vor drei Monaten schon verlassen hatten. Das Schiff trieb sich also seit dieser Zeit herrenlos auf hoher See umher, ohne einen Schaden zu erleiden. Ein englischer Schriftsteller, Elliot O'Donnel, beschäftigte sich ausführlich mit dem Fall, er hat vor kurzem ein Buch herausgegeben. Jedoch hat jede Erklärung einen Haken. Sollte die Vermutung zutreffen, daß der Kapitän, der übrigens ein sehr beliebter Mann war, über Bord geworfen worden ist, so läßt sich die Frage nicht beantworten, auf welche Weise die Besatzung das Schiff verlassen hatte. Eine andere Theorie geht von einer Meuterei an Bord eines anderen Schiffes aus. Die Besatzung der „Marie Celeste" soll dann von diesem anderen Schiff aufgenommen worden sein. Man glaubt auch, daß an Bord der „Marie Celeste" eine Meuterei entstanden sein könnte, ein anderes Schiff wäre zu Hilfe geeilt, aber überwältigt worden, und die Besatzung der „Marie Celeste" sei dann auf das zweite Schiff geflüchtet. In diesem Falle hätte man jedoch irgendwo Spuren des Kampfes sehen müssen. Das war aber nicht der Fall.

Das Geheimnis der „Marie Celeste" beschäftigte sogar Conan Doyle. In einer Novelle „Der Bericht Habakuk Zephsons" versuchte er dem Geheimnis folgende Lösung zu geben: Der Mestize Septimus Goring haßt alle Weißen und verbindet sich heimlich, noch vor der Abfahrt des Schiffes aus Boston, mit den zwei farbigen Matrosen. Eines Abends wirft er die Frau des Kapitäns und das Kind über Bord; erschießt einige Tage später den Kapitän, und läßt den Tod des Kapitäns als Selbstmord erscheinen. Später geschieht ein Unglück nach dem anderen, das durch „Spuk" verursacht wird. Die Besatzung wird über Bord geworfen. An Afrikas Küste verläßt Goring mit seinen Genossen das Schiff und läßt Zephson als einzigen am Leben, mit dem Auftrag, der weißen Welt von der Rache der Farbigen Botschaft zu bringen. Zephson ist aber von seinen Erlebnissen so tief erschüttert, daß er erst nach vielen Jahren sich entschließt, das Schweigen zu brechen.

Weniger geheimnisvoll, aber immerhin unerklärlich ist der Fall, von dem das Fischerboot New Union berichtet. Es traf eines Tages im Kanal eine Brigg, die mit vollen Segeln fuhr. Merkwürdig war nur, daß der Name des Schiffes entfernt war. In der Kapitänskajüte lag eine entstellte Leiche. Alle Papiere, die über die Herkunft des Schiffes hätten Auskunft geben können, waren verschwunden. Die Fracht aber, die aus Weizen bestand, war unberührt. Die Uhr in der Kajüte war noch nicht abgelaufen, der Mord konnte also erst vor wenigen Tagen ausgeführt worden sein. Das Schiff wurde in einen englischen Hafen gebracht und der Fall genau untersucht — es gelang jedoch niemals, eine Erklärung zu finden.

Die Pistole auf dem Damenhut.

Nächst den Amerikanerinnen leisten die Pariser Damen im Ersinnen von Modetorheiten am meisten. Sie haben auch vor kurzem die Mode von der Pistole auf dem Hut „kreiert". Eine besonders geistreiche Evastochter war wohl der Ansicht, daß den Damen von Paris, der Stadt der schußbereiten Ehefrauen und Bräute, kein Schmuck besser zu Gesicht stehen würde. Also ließ sie sich von einem Grobschmied ein silbernes Pistölchen anfertigen — harmlos freilich, doch höchst naturgetreu nachgeahmt — ging damit zu ihrer Putzmacherin und bestellte die dazu passende Kappe. Diese wurde prompt geliefert. Madame gefiel sich ausgezeichnet darin und führte ihre neue Erfindung vor den bewundernden Augen ihrer Landsleute spazieren. Die neue Mode wird nicht verfehlen, Furore zu machen, und alle Pariserinnen werden nun sicherlich ihre Pistole auf dem Kopf tragen. Immerhin weit menschenfreundlicher als im Handtäschchen. Wenigstens im Interesse der Männerwelt.

Interessantes Allerlei

Gefrierschildkrötenbraten gefällig?

Das Gefrierfleisch, mit dem Argentinien und andere Länder Europa beliefern, galt bisher nie als eine besondere Delikatesse; es wurde vielmehr von jedem Feinschmecker verpönt. Und doch gibt es eine einzige Sorte von Gefrierfleisch, die im Preise jeden frischen Braten übertrumpft und von den englischen Leckermäulern geradezu bevorzugt wird: die Gefrierschildkröte. In England genießen viele Leute gern nicht nur eine klare Schildkrötenbrühe, sondern auch das Fleisch der Seeschildkröten. Für diesen Zweck kommen aber nur ganz große, in Australien beheimatete Tiere in Frage; sie werden neuerdings im Gefrierzustand exportiert. Etwa 200 Stück kommen in London monatlich zu phantastischen Preisen zum Verkauf. Das dürfte die neueste Sensation auf gastronomischem Gebiete sein!

Der wahre Buffalo Bill.

Das Andenken zweier Gestalten der amerikanischen Geschichte, die den Leuten in den Ver. Staaten bisher als Ideale galten, ist in letzter Zeit bedenklich „getrübt" worden. Da hat kürzlich ein Novellist, Rupert Hughes, eine Washington-Biographie geschrieben und will festgestellt haben, daß der erste Präsident der Ver. Staaten nicht der ernste Mann war, als der er immer geschildert wird, sondern recht gern tanzte, Karten spielte und sogar — trank! Diese Eröffnungen riefen einen Sturm der Entrüstung unter den Alkoholgegnern hervor. Nun greift ein anderer Schriftsteller, das etwas blutrünstige Andenken Buffalo Bills an und behauptet, dieser sei in seinem Leben ganz anders gewesen, als ihn die Legende zeichnet. Nach Richard J. Walsh, diesem neuen Buffalo Bill-Biographen, soll der berühmte Wildwestmann während des Bürgerkrieges nicht Offizier, sondern gewöhnlicher Ordonnanzreiter gewesen sein. Seine erschrecklichen Kämpfe mit den Indianern bezeichnet Walsh als reine Erfindung und von den ihm nachgesagten 137 Verwundungen will der Schriftsteller nur eine einzige, noch dazu sehr leichte, gelten lassen. Die Treffsicherheit, die später von Millionen im Wanderzirkus bewundert wurde, beruhte angeblich darauf, daß Bill an Stelle der vorgetäuschten Kugel Hühnerschrot benutzte. Außerdem soll Buffalo Bill wahrscheinlich nicht einen einzigen Indianer, geschweige denn Dutzende, in die ewigen Jagdgründe geschickt haben. Die schwerste Beleidigung tut Walsh dem Andenken Buffalo Bills durch die Behauptung an, der Wildwestheld sei öfters entsetzlich betrunken gewesen.

— Gewiß, auch Dichter sind nur Menschen. Allein sie sind Menschen, die uns doch wenigstens hin und wieder vergessen lassen, daß sie nur Menschen sind.

Die Wunderspritze.

Die Vorlesungen des berühmten Physikers Heinrich Dove an der Berliner Universität waren immer stark besucht. Doch fanden sich auch viele „nassauernde" Studenten ein, solche, die ihr Kolleggeld nicht entrichtet hatten. Der Professor wußte das wohl. Als er eines Tages die Wasserspritze behandelte und die Wirkung der Kolbentätigkeit praktisch vorführte, fuhr plötzlich ein ergiebiger, kalter Wasserstrahl über die hintersten Bänke, auf denen die oben erwähnten Zaungäste Platz zu nehmen pflegten. Allgemeine Empörung! Und lebhafte, sehr erregte Zwischenrufe! Professor Dove aber sagte mit lächelnder, freundlicher Miene und mit seelenvergnügtem Blick: „Sehen Sie, meine Herren, welche bewunderungswürdige Leistungsfähigkeit! Diese kleine, einfache Spritze schon reicht von Berlin — bis hin nach Nassau!"

Ein Eingeborenenstaat in Australien.

Um dem immer mehr drohenden völligen Aussterben der Eingeborenen Australien beizeiten Einhalt zu gebieten, geht man jetzt in Canberra mit dem Gedanken um, für die Australneger des Kontinents einen eigenen Staat zu schaffen. Man plant, ein ausgedehntes Gebiet, das heute fast ausschließlich von Eingeborenenstämmen besiedelt und durchwandert wird, aus den betreffenden Bundesstaaten auszuscheiden und ihm vollkommene Selbstverwaltung unter einem eingeborenen Administrator zu verleihen. Die über weite Teile des Landes ziellos umherschweifenden Stämme will man nötigen, sich in dem neuen Landteil niederzulassen.

Das Geheimnis der malaiischen Bilder.

Es ist bekannt, daß die malaiischen Volksstämme nicht nur zu den schönsten Menschenrassen gehören, sondern daß sie auch eine hoch entwickelte Eigenkultur besitzen, die besonders in künstlerischer Betätigung ihre Spitze erreicht. So gibt es ausgezeichnete Maler unter den malaiischen Eingeborenen, Maler, die selbst noch höchst notdürftig bekleidet sind und doch Gemälde von eindrucksvollster Wirkung geschaffen haben. Die Museen im Haag, in London, in Paris und Rom weisen hiervon überzeugende Stücke auf. Nun ist es bekannt, daß gewisse malaiische Gemälde die Eigentümlichkeit besitzen, nur bei vollkommener Dunkelheit erkennbar zu sein. Bei Tage erscheinen sie als eine Anhäufung von grauen und schwarzen Farbenklecksen, während der Nacht ein eigenartiges Leuchten und Flimmern von ihnen ausgeht und erst dann eine eigentliche Farbenunterscheidung lebhaft hervortritt. Man hat wiederholt die Farbstoffe untersucht, aus denen die Malereien dieser malaiischen Künstler geschaffen wurden, hat aber niemals einen Unterschied zwischen der Eigenschaft unserer europäischen Schwarz-, Ocker- und Graufarben und diesen malaiischen Farben feststellen können. Trotzdem besitzen die letzteren die eigenartige bunte Reaktion bei Finsternis. Es ist möglich, daß die grau gemalten Bilder hinterher mit einer bestimmten Flüssigkeit bestrichen werden und daß diese Manipulation von den Malaien geheim gehalten wird. Bis jetzt ist man hinter das Geheimnis der Bilder noch nicht gekommen.

Ehemalige Landverbindung Afrika—Südamerika.

Vor kurzem trat der deutsche Archäologe Freiherr von Huene von Porto Alegre aus die Rückreise nach Deutschland an, nachdem er außerordentlich erfolgreiche Ausgrabungsarbeiten im Staate Rio Grande do Sul zum Abschluß gebracht hatte. Schon jetzt läßt sich sagen, daß die wissenschaftliche Verarbeitung seiner Forschungen höchst interessante Aufschlüsse über die Paläontologie Südbrasiliens zu geben verspricht. Gefunden wurden vor allem Reste von Rynchosauriern, Cynodonten und Dicynodonten sowie von Parasuchiern, also einer Reihe von Reptilien aus der Trias. Da man Reste der gleichen Tierfamilien auch aus Südafrika und Indien kennt, ist der Schluß berechtigt, daß in grauer Vorzeit eine Landbrücke Afrika mit Südamerika verbunden haben muß, die eine gleichartige Entwicklung der Fauna aller dieser Länder, des sogenannten Gondwanalandes, ermöglichte.

Entdeckung eines neuen Menschenaffen.

Aus Paris wird gemeldet: In der Akademie der Wissenschaften wurde kürzlich ein Brief von Dr. George Montandon, Mitglied des französischen Instituts für Anthopologie, verlesen, worin dieser mitteilt, daß er in Brasilien, in den Urwäldern längs des Flusses Catatumbo, eine neue Affenart entdeckt habe. Diese habe eine Höhe von 1½ Meter, das Aussehen eines Gibbons und den Gliederbau eines Orang-Utans. Die neu entdeckte Affenart habe ein menschenähnlicheres Aussehen als alle bisher bekannten Affenarten.

Au weh!

Der berühmte „Zirkuskönig" Barnum besaß einen sehr gelehrigen Elefanten, den er Klavier spielen ließ. In Pittsburg bekam er ein neues, extra stark gebautes Klavier, doch kaum hatte er sich davorgesetzt und die Noten aufgeschlagen, als er plötzlich starr auf die Tasten niederblickte, während große Tränen ihm den Rüssel entlang liefen. — „Was ist denn los?" fragte der Lehrer. — Caliban berührte mit dem Rüssel leise die weißen Tasten — der arme Kerl hatte in dem Elfenbein die Zähne seiner Schwiegermutter erkannt.

Die neue russische Jugend

Die kommunistische Monatsschrift „Die junge Garde" hatte sich mit folgender Rundfrage an kommunistische Jugendführer gewandt: 1. „Welche grundlegenden Fehler sehen Sie in der zeitgenössischen Arbeiter-, Bauern- und studierenden Jugend?" 2. „Welche positiven Seiten unserer Jugend können Sie bestätigen?" 3. „Welchen Forderungen muß unsere Jugend jetzt entsprechen?" — Die Antworten, die von Lehrern und Führern dieser Jugend, also zu ihr bestimmt positiv sich verhaltenden Stellen eingegangen sind, und die „Die junge Garde" in ihren neuesten Nummern veröffentlicht, geben ein Bild, das wohl auch außerhalb Rußlands interessieren muß, da es die geistige Einstellung der jungen Generation in Rußland scharf beleuchtet.

Zuerst kommen einige Antworten, die ideologisch entwickeln, was eigentlich die neue Jugend, besonders die Komsomol (das ist die kommunistische Jugendorganisation, die die Arbeiter- und Bauernjugend parteikommunistisch vereinigen soll), für Aufgaben haben. Das Bild, das dabei von der Jugend gezeichnet wird, stellt ihr ein nicht gerade gutes Zeugnis aus. Es heißt darin: „Es ist schwer, einen Sekretär für die Organisation zu finden, wenn der Sekretärposten schlecht bezahlt wird. Es ist schwer, die Parteigenossen zu einer anderen Arbeit zu bewegen, wenn sie ein bestimmtes Einkommen haben, und die andere Arbeit niedriger bezahlt wird, wenn sie auch für die Organisation wichtiger ist. Unbezahlte Arbeit für die Organisation trifft auf großen Widerstand." An einer anderen Stelle heißt es: „Die Arbeiter können sich nicht daran gewöhnen, daß sie nicht für die Kapitalisten, sondern für das Volksgut arbeiten, das man genau so wie eigenes Gut behüten müsse." Es wird den Arbeitern vorgeworfen, daß sie die Arbeit immer noch als eine Last betrachten und der Verfasser bringt als Gegensatz ein Beispiel: „In deutscher Gefangenschaft während des Krieges habe ich einmal gesehen, wie die Deutschen die Straßen gepflastert haben. Jeder arbeitete so, als wäre die Pflasterung der Straße sein wichtigster Beruf. Ich bemerkte dabei einen älteren Soldaten mit einer goldenen Brille, der schweißtriefend mit zusammengezogenen Brauen eifrig Stein an Stein legte. Ich trat heran und kam mit ihm ins Gespräch. Wie es sich erwies, war er Lehrer an einer höheren Schule. Und nun führte dieser selbe Professor, den man zu einem Schwerarbeiter gemacht, den man an eine unangenehme, uninteressante und ihm völlig fremde Arbeit gestellt hatte, sie eifrig aus, da er fühlte, daß sie gemacht werden mußte. Das nennt man deutsche Gründlichkeit und darum — was auch die Entente mit Deutschland anzustellen versucht — marschiert das deutsche Volk trotzdem in Kultur und Wirtschaft voran. Und bei uns ist ein Durcheinander, Wirrwarr und Unsinn . . ."

Sehr interessant ist eine Antwort aus den Reihen der Komsomol selbst: A. Bordadyn schreibt: „Bei der Antwort auf die Frage, welche Grundfehler die heutige Arbeiterjugend hat, will ich nur bei jenen Lebensmomenten der Jugend stehen bleiben, die mir als negativ erscheinen. Wir schreien in letzter Zeit in der Presse und in allen unseren Versammlungen der Komsomol sehr viel, daß die Jugend herumlungere, saufe, usw., und daß diese schlechten Eigenschaften einen Massencharakter angenommen haben. Diese Erscheinungen, wenn man sie aufmerksam betrachtet, finden sich in unserer Komsomoljugend nur vereinzelt. Oefters finden sie sich in der parteilosen Jugend. Anarchistische Züge zeigen sich unter der Jugend oft. Die Burschen wollen keiner Organisation, keinem Meister, niemand gehorchen. Wenn man sie aus Produktionsgründen in eine andere Abteilung auf eine schlechtere Arbeit überführt, leisten sie Widerstand und drohen, dafür den Meister und die Administration zu verprügeln. Bartlose Jünglinge schlagen sich auf die Brust und brüllen: „Wofür haben wir gekämpft?" — Ein Teil der Jugend betrachtet die produktive Arbeit als eine Unerträglichkeit, aber nur als Mittel zum Geldverdienen. (Daher das schlechte Verhältnis zur Arbeit.) Ein Teil sucht sich vor gemeinnütziger Arbeit zu drücken, vor Lernen, um mehr Zeit zum Bummeln zu haben. Der politische Horizont der Jugend ist begrenzt. Die Mehrzahl der Jugend kann nur mit Mühe auf die elementarsten politischen Fragen antworten. Ueberhaupt entsteht die Weltanschauung der Mehrheit der Jugend nicht durch Arbeit über einzelne gesellschaftliche oder wissenschaftliche Fragen. Die Arbeiterjugend arbeitet nicht genügend an sich selber, beschäftigt sich nicht genügend systematisch mit Selbsterziehung, obgleich man ihr Wissensdurst nicht absprechen kann. Ihre Weltanschauung entsteht folgendermaßen: Sie befinden sich im Komsomol, dort sagt man „es gibt keinen Gott", „die Weltrevolution muß kommen", und der junge Mann merkt sich das. Bei anderen entsteht die Weltanschauung unter dem Einfluß von älteren, klügeren Leuten, die bei ihnen Autorität genießen. Ueber die allgemeinen Aufgaben der Arbeiterklasse denkt die Mehrzahl der Jugend nicht genügend nach. Sehr viele sorgen vor allem um ihren persönlichen Wohlstand."

Ueber die studierende Jugend äußern sich die Professoren — und darum vorsichtiger: „Die zeitgenössische Jugend ist genau so verschieden wie in den früheren Zeiten. Es gibt unter ihr viele Begabte, aber auch nicht wenig Stupide. Viele Aktive, Kühne, Selbständige, aber auch Indolente, Feiglinge, leicht Beeinflußbare, Fleißige und Faulpelze. Natürlich kommen jetzt in die höheren Schulen viel mehr Nichtausgelernte als früher. Aber das ist nicht wichtig, denn die Begabten können schon in den ersten Jahren ihres Universitätsstudiums ihre Mängel nachholen und die Unbegabten haben in höheren Schulen keinen Platz. Ich bezweifle jedoch nicht, daß im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte wir genügend vorbereitete Spezialisten für den großen Kulturkampf schaffen werden.

Unsere Jugend lebt unter völlig anderen Bedingungen. Viele von ihnen kennen kaum das vorrevolutionäre Regime. Die Kriegsjahre, die Revolution haben eine kolossale Anspannung des Materialismus gebracht, ihm aber dank der äußersten Ueberanstrengung der menschlichen Kräfte einen eigentümlichen Charakter gegeben. Dann folgten die Jahre eines mehr oder weniger friedlichen, wenn auch verstärkten Aufbaus. Die Nerven gaben nach, und vor der Jugend bildete sich irgendeine Leere, irgendwelche Zwischenräume, aus denen einerseits die unserer Epoche eigentümliche materielle Armut, andererseits ein Nachlassen der Lebensspannung blickten. Das Ergebnis sind die Anzeichen einer rein physiologischen Enttäuschung."

Schließlich das Mittel, um die Jugend zu veredeln (das wohl auch für alle westeuropäischen Staaten gelten könnte): „Man müßte das Leben der Jugend organisieren, indem man ihr bessere Wohnverhältnisse, gute Ernährung in gut eingerichteten, öffentlichen Speisehallen gebe; indem man die Lehranstalten verbessere, gute Bücher allgemein zugänglich mache, der Jugend mehr Zutritt zu Theatern, Konzerten, überhaupt zur Kunst gewähre, sie zur wissenschaftlich-hygienischen Körperkultur anleite und von übermäßigen Anforderungen abhalte." (Uebertragen von M. Ch.)